

Mutter Grinisch.

Erzählung von Friedrich Wagner.

Etwas abseits vom Dorfe, wie aus seiner Gemeinschaft ausgeschlossen, steht eine Hütte. Haus kann man dieses Bauelement nicht gut nennen. Es sieht zu winzig aus, um Anspruch auf diese Bezeichnung erheben zu können. Die aus rohem Lehm errichteten Wände sind nicht ganz zwei Meter hoch. Das vielfach gestrichelte Strohdach reicht so nahe an den Erdboden heran, daß schon ein Mensch mittlerer Größe mit dem Kopf daran stößt. Nach der Straßenseite befinden sich zwei sehr kleine Fenster, deren Wasserrahmen in allen möglichen Farben schimmern. Die Eingangspforte zu der Hütte befindet sich ebenfalls nach der Straßenseite. Sie ist so niedrig, daß man eine sehr gebückte Stellung einnehmen muß, um hindurch zu gelangen.

Der ganze Bau macht den Eindruck als hätte er sich schamhaft aus dem Dorfe herausgestellt, um hier vor Altersschwäche in den Erdboden zu verfinken. Würden dem kaum einige Zoll aus dem Strohdach herausragender Schornstein der Hütte nicht öfter die Rauchwolken entweichen, so würde kein Umeingeweihter auf den Gedanken kommen, daß sie bewohnt wird. Und dennoch wird diese Hütte bewohnt.

In ihr wohnt nämlich Mutter Grinisch. Schon an die vierzig Jahre haust sie hier allein. Kein Mensch kümmert sich um sie. Und Mutter Grinisch kümmert sich nicht um die übrigen Menschen. Was gehen Mutter Grinisch auch die Menschen an? Als sie vor langen Jahren noch Verbehr mit ihnen unterhielt, hatte sie nur Nachteil davon gehabt. Immer war sie betrogen worden.

Jetzt scheint sie seit vielen Jahren nur noch einen Gast herbei: den Tod. Doch es schien fast so, als ob der Tod Mutter Grinisch vergessen hätte. Schon über achtzig Jahre war sie alt geworden. Genau wußte sie selbst nicht, wie alt sie eigentlich war. Wenn Mutter Grinisch so an den Tod dachte, der sich durchaus nicht bei ihr einstellen wollte, dann quälte sie nur eine Sorge: Wer würde sie, wenn sie endlich doch gestorben war, aus ihrer Hütte hinausbringen und unter die Erde bringen? Wenn sie sich in dieser Hinsicht im unklaren blieb, dann sagte sie sich schließlich: sie könnte ja in ihrer Hütte, die sie so lange beherbergt hatte, auch versterben. Vielleicht schlummerte es sich darin auch ebenso gut, wie unter einem grünen Sträubli.

An einem sehr kalten Wintertage wurde Mutter Grinisch von mächtiger Langlewelle erfaßt. Nach ihrer Berechnung mußte dieser Tag ein Sonntag sein. Ganz klar war sie sich allerdings nicht darüber. Wenn man so für sich allein dahintreibt, kann man sich leicht in den Wochentagen irren.

Die Greisin hatte ihren Ziegelofen ganz gehörig mit Lehschlack eingezehlt, das sie während des Sommers aus dem nahen Walde aus ihrem gekrümmten Rücken herbeigeschleppt hatte. Trotzdem wollten die drei befeuertesten Fenster nicht abtauen. Die klar scheinende Sonne schaute aber doch zu Mutter Grinisch in die Stube, als wollte sie sehen, was diese eigentlich machte.

Da helle Mutter Grinisch aus ihrem Schrank ein sehr vergrübeltes Gebüch hervor und begann darin zu lesen. Lange ging das jedoch nicht. Ihre Augen verlagten sehr bald. Sie legte das Buch beiseite und ließ ihre Finger, fünf an der Zahl, aus ihrem Verlocke frei in die Stube hinaus. Die Hühner und eine Ziege waren die einzigen Hausgenossen der Mutter Grinisch. Sie warf ihnen einige Hände voll Körner vor. Während die Hühner nun eifrig pickten, begann Mutter Grinisch eine Unterhaltung mit ihnen. Die Antworten dabei mußte die alte Frau allerdings allein beifreien. Hiermit soll gesagt sein, daß die Unterhaltung eine durch und durch einseitige war.

Während die Alte diese Worte vor sich hinsprach, humpelte sie schon nach der kleinen Tür, die direkt von ihrer Stube nach dem Ziegenstall führte. Sie warf der Ziege etwas Heu vor und begann sie zärtlich am Halbe zu streicheln.

„Bist ein schönes Tierchen, bist ein gutes Tierchen“, wiederholte sie dabei immer wieder.

In ihrer Beschäftigung mit der Ziege wurde Mutter Grinisch auf einmal durch ein Geräusch gestört. Es rüttelte jemand zuerst leise, dann heftiger an der Eingangstür ihrer Hütte.

„Wahrscheinlich ist das der Tod, ging es Mutter Grinisch durch den Kopf.“ „Kost mich also doch nicht vergebens“, sagte sie leise vor sich hin.

„Guten Tag, Mutter Grinisch“, sagte er.

„Diese überraschte der Besuch so, daß sie gar nicht wußte, was sie sagen sollte. Beinahe wäre es ihr über die Lippen gekommen: „Guten Tag, Herr Tod.“

„Kemat! achte gar nicht darauf, daß sein Gruß nicht erwidert wurde. Er wartete auch nicht erst ab, bis ihn Mutter Grinisch aufforderte, mit ihr in die Stube zu treten. Ungehoben zwangte er seine massige Gestalt durch die enge Tür. Er mußte sich ganz gehörig biegen, um hindurch zu gelangen.“

Mutter Grinisch fand auch jetzt noch keine Worte, um ihren Gast zu begrüßen. Kemat ergriff daher das Wort, um eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

„So, Mutter Grinisch, kommen Sie nur mit mir. Es wird Ihnen schon bei uns gefallen.“ ermunterte sie Kemat, seine Einladung anzunehmen.

Die Worte des Bauern klangen sehr freundlich. So als ob er keinerlei Nebenabsicht damit verbände. Mutter Grinisch brachte es denn auch nicht über sich, die Einladung abzuwehnen.

„Sie zog sich eine dicke Zoppe über und wickelte sich dann auch noch in ein großes Umfahlgewebe. Trotzdem froh war sie, als sie mit Kemat ins freie gelangte, wo sie ein schneidendes, eisiger Wind umwehte. Der stark gefrorene Schnee türmte sich über ihren Füßen. Mutter Grinisch versuchte etwas eilig auszusprechen. Es ging jedoch nicht. Es wurde ihr sehr schwer, die Beine vorwärts zu bringen.“

„Vor Kälte ganz blau im Gesicht und müde langte sie mit dem Bauer auf seinem Gehöft an. In der großen, hellen Bauernstube empfing sie eine wohlthuende Wärme. Trotzdem durchdrang die Kälte ihren Körper. Sie dauerte eine ganze Weile, bis sie sich erwärmte.“

Die Bäuerin, eine große stattliche Frau, begrüßte sie sehr kühl. Schon begann es Mutter Grinisch leid zu tun, daß sie der Einladung des Bauern gefolgt war. Da nahm Kemat seine Frau etwas beiseite und sprach etwas mit ihr. Gleich darauf verließ die Bäuerin das Zimmer. Auch der Bauer folgte ihr.

Mutter Grinisch blieb allein in der großen Stube zurück. Sie fühlte sich hier gar nicht wohl. Alle Erinnerungen tauchten in ihr auf. Kemat betrat jedoch bald wieder die Stube.

„So, Mutter Grinisch, jetzt wollen wir uns mal was erzählen“, sagte er.

Mutter Grinisch mußte jedoch nicht, worüber sie sprechen sollte. In ihrem vereinsamten Leben hatte sie sich das Reden ziemlich abgewöhnt. Der Bauer nahm daher das Wort wieder auf. „Es steht jetzt anders hier aus als damals, als Sie noch hier wohnten“, sagte er.

„Die Stube steht ja leer.“ Mutter Grinisch kam jetzt aus dem Staunen gar nicht heraus. So viel Freundschaft hatte sie dem Bauer gar nicht zugetraut.

„Sie scherzen ja doch bloß, Herr Kemat“, sagte sie. „Nein, durchaus nicht. Ich meine es sehr ernst mit Ihnen. Sie sollen es sehr gut bei mir haben.“ erwiderte der Bauer auf den Einwand der alten Frau.

„Ich kann nicht daran glauben. Wer wird eine alte Frau, wie mich, bei sich aufnehmen?“ sagte Mutter Grinisch mit zitternder Stimme.

„Ich will es“, entgegnete Kemat. „Sie lassen mir dafür Ihre paar Morgen Land und das Häuschen verschreiben.“

Jetzt begann Mutter Grinisch zu begreifen. Sie begann sich darauf, daß es Kemat ja schon immer daran lag, das kleine Anwesen zu erwerben. Kemat sah es der alten Frau an, daß sie mit einem ihr schwer werdenden Entschluß rang. Er ließ daher nicht locker und schloß ihr das Leben, das sie bei ihm haben sollte, in den rosigsten Farben. Auch die Bäuerin versprach ihr alles Gute.

Schließlich konnte Mutter Grinisch gar nicht anders, als auf den ihr gemachten Vorschlag einzugehen.

„Man einigt: sich noch darüber, daß die notarielle Beschreibung schon am nächsten Tage geschrieben sollte. Dann trat Mutter Grinisch wieder den Weg nach ihrer Hütte an.“

Am nächsten Tage holte Kemat Mutter Grinisch schon sehr frühzeitig ab. Er ließ ihr kaum Zeit, noch ihre Hühner und die Ziege mit Futter zu versehen.

Die Verlenkette.

Stizze von Maurice Prax.

Große Diners, Abendgesellschaften mit Tanz folgten ohne Unterbrechung in Cesvers. In dieser eleganten Welt von Nichtstuern konnte man nur eins — sich amüsieren.

Die reichsten Leute der Touraine wohnten in der Tat in und um Cesvers, die schönsten Schlösser und Besitzungen befanden sich dort.

Die kleine Frau de Beuremont fehlte bei keinem Fest, und sie war stets die Gefeiertste; brünett, mit Haaren, die des Abends beim Lichterglanz einen besondern bläulichen Reflex hatten, mit großen Augen, die ihr Gesicht strahlend erleuchteten, war sie eine wirkliche Schönheit.

Unglücklicherweise war sie nicht reich, und ihr Gatte, ein faumfelliger Junker, war verpflichtet, sich unter der Hand mit Versicherungen zu beschäftigen, um sein Einkommen ein wenig zu erhöhen.

Sie besaß daher keine Schmuckstücke, und die einzigsten, die sie bei den Wällen anlegen konnte, bestanden in ihrem Trauring und einem armseligen Armband, mit halbverlorenen Steinen besetzt.

„Hör, Jean“, sagte eines Tages Frau de Beuremont zu ihrem Gatten, „es ist unbedingt notwendig, daß ich diesmal ein Kollier zum Walle bei den Martiniers trage. Ich ertrage es nicht länger, von den Freundinnen mit dem bemitleidenden Ton gepöbeln zu werden: „Wie, Sie haben immer noch kein Kollier, meine Liebe?““

„Aber ein solches kostet ja die Augen im Kopfe, meine Liebe!“ erwiderte Herr Beuremont.

„Das weiß ich leider selbst. Aber ich werde mir ein falsches kaufen, was meinst Du? Des Abends sind alle Kragen grau, und man imitiert die Perlen jetzt so wunderbar, daß man sie von den echten wirklich kaum unterscheiden kann.“

tigen Medien führten, spielten sie in unerschämter Weise mit ihren Kolliers, die ebenfalls falsch waren.

Die nächste Gesellschaft fand bei der Baronin Bourbe statt.

„Wissen Sie“, vertraute sie der Frau de Ste. Lafuze an, „diese kleine Beuremont löst mich mit ihrer Verlenkette, die gar keinen Wert hat. Ich werde es ihr anstreichen — Ich habe zu heute abend einen guten Bekannten, Herrn Homensteig, den bekannten Juwelier aus der Rue de la Paix, der sich zufällig hier befindet, eingeladen. Ich werde es so einrichten, daß er neben Frau de Beuremont zu sitzen kommt.“

„Und dann?“

„Sie werden schon sehen!“

„Herr Homensteig! Sie sind doch Kenner!“ rief die Baronin ihm zu. „Bewundern Sie doch diesen herrlichen Schmutz der Frau de Beuremont. Ich wette, Sie führen ihn nicht schöner in Paris. Ist er nicht wunderbar? Ich finde ihn entzückend!“

„Frau von Beuremont wurde ganz rot vor Verlegenheit.“

„Ich bitte, meine Verehrteste, der Ihrige ist doch zehnmal schöner“, antwortete sie.

Goethe und die Seebäder.

Schon die Römer kannten und schätzten die Bäder, das von Horaz besungenen, von Caesar, Pompejus und später Pontius Pilatus regelmäßig besucht wurde. Während aber der große Göttinger Naturforscher Georg Christoph Lichtenberg noch im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts seine Schrift veröffentlichte: „Worum hat Deutschland noch kein öffentliches Seebad?“, wußte Goethe, ein treuer und gläubiger Anhänger der Seebäder, nichts von Seebädern. Goethe war mit Erfolg mehrfach zur Kur in Karlsbad; er besuchte oft Marienbad; er war in Teplitz und Franzensbad heimisch, in Pyrmont wie in Wiesbaden suchte er Erfrischung, nur von Seebädern finden wir weder in seinen Werken, noch in seiner umfassenden Korrespondenz noch in Odernanns Gesprächen auch nur eine Andeutung. In „Dichtung und Wahrheit“ (4. Teil, 18. Buch) sagt Goethe einmal: „Unter die damaligen Herrlichkeiten gehörte auch das Baden im freien Wasser unter offenem Himmel.“ ... Was würde Goethe zu den heutigen Familienbädern gesagt haben, die sich seit einem Jahrzehnt auch in den vornehmsten Seebädern einzufinden haben, der so oft als der „große Heide“ verkündete Goethe, der in „Dichtung und Wahrheit“ an anderer Stelle meint, daß das Baden in freier Luft zu den modernen Sitten nicht paßlich erscheine.